

© IMAGNO/ Viktor Frankl Institut

Univ.-Prof. DDr. Viktor E. Frankl (†)

War Neurologe und Psychiater sowie Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse.

Geboren: 26. März 1905, Wien; Gestorben: 2. September 1997, Wien. – Viktor Emil Frankl war Professor für Neurologie und Psychiatrie an der Universität Wien, hatte aber auch Professuren in Amerika inne, und zwar an der Harvard University sowie an Universitäten in Dallas und Pittsburgh. Die U. S. International University in Kalifornien errichtete eigens für ihn eine Professur für Logotherapie – das ist die von Frankl geschaffene Psychotherapierichtung, auch die „Dritte Wiener Richtung“ genannt (nach der Psychoanalyse von Sigmund Freud und der Individualpsychologie von Alfred Adler). Von Universitäten in aller Welt wurden ihm 29 Ehrendoktorate verliehen. Seine 32 Bücher sind in 32 Sprachen erschienen. Von einem einzigen unter diesen Büchern („Man’s Search for Meaning“) sind weit über neun Millionen Exemplare erschienen. Laut Library of Congress (Washington) ist es „one of the ten most influential books in America“. Deutsch ist das Buch erhältlich unter dem Titel „... trotzdem Ja zum Leben sagen (Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager)“.

1940 bis 1942 war Frankl Leiter der Neurologischen Station des Rothschild-Spitals und 1946 bis 1970 Vorstand der Wiener Neurologischen Poliklinik. Frankl war Inhaber des Solo Flight Certificate und des Bergführer-Abzeichens des Alpenvereins Donauland. Drei schwierige Klettersteige (Rax und Peilstein) wurden nach ihm benannt. 1995 wurde Frankl zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannt.

Informationen:

Viktor Frankl-Institut der Universität Wien
Langwiesgasse 6
1140 Wien
Österreich
Tel. (+43-1) 914 26 83
e-Mail: logos@ap.univie.ac.at
<http://logotherapy.univie.ac.at>

Viktor E. Frankl (†)

Wissenschaft und Sinnbedürfnis

(Wiederabdruck aus 03-04/05)

(Auf Wunsch des Autors verzichten wir auf die Marginalien.)

Ich spreche zu Ihnen als jemand, dem die Ehre zuteil geworden ist, der Kurie für Wissenschaft anzugehören. Und so ist es denn auch verständlich, wenn ich von Wissenschaft spreche; aber eigentlich müßte ich von **den Wissenschaften** sprechen; denn wir leben in einer Zeit des Pluralismus und nicht zuletzt eben eines Pluralismus der Wissenschaften.

Die Wissenschaften entwerfen nun vor unseren Augen ein Bild der Wirklichkeit; aber jede Wissenschaft entwirft ein anderes Bild als die anderen Wissenschaften. Mit einem Wort, die Bilder unterscheiden sich voneinander – ja, mehr als dies: unter Umständen widersprechen sie einander sogar. Das ist jedoch ein Phänomen, das ubiquitär ist; denn wo immer wir – wenn ich so sagen darf – das Buch der Wirklichkeit aufschlagen, stoßen wir auf Widersprüche zwischen den

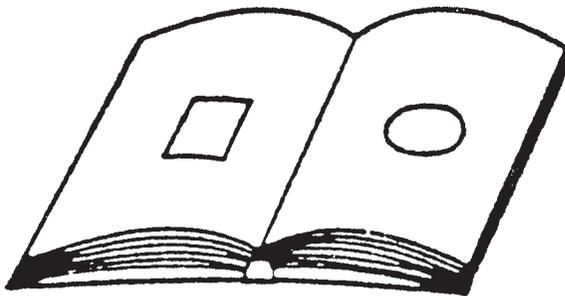


Abb. 1

„Abbildungen der Wirklichkeit“, wie sie sich auf der jeweils linken und auf der jeweils rechten Seite finden. Um die Unüberbrückbarkeit des gegenseitigen Widerspruchs hervorzukehren, möchte ich die Abbildungen – anspielend auf die Unlösbarkeit des Problems der Quadratur des Kreises – mit einem Quadrat beziehungsweise mit einem Kreis symbolisieren; aber es stellt sich heraus, daß diese Unüberbrückbarkeit eine bloß scheinbare ist. Sobald wir nämlich das linke Blatt aufstellen, also senkrecht zum

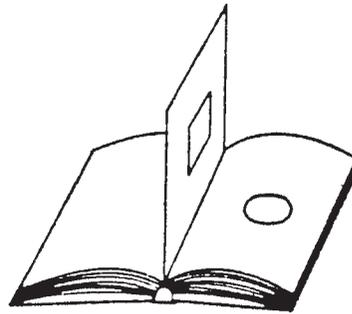


Abb. 2

rechten Blatt stellen, bemerken wir auf einmal, daß wir uns nur vorzustellen brauchen, es handle sich beim Quadrat und beim Kreis um je eine (zweidimensionale) Projektion eines (dreidimensionalen) Zylinders, mit anderen Worten, um den Seitenriß beziehungsweise um den Grundriß des Zylinders. Wir können unser Aha-Erlebnis aber auch folgendermaßen umformulieren: Sobald

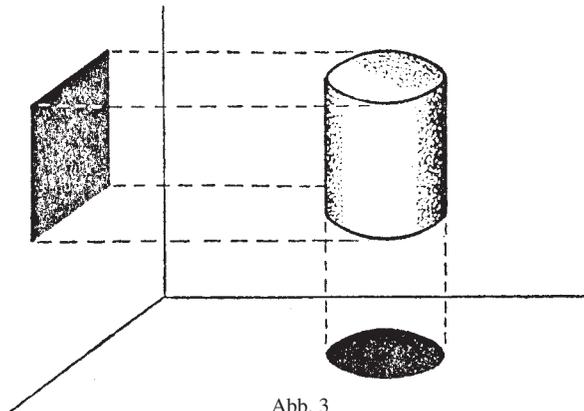


Abb. 3

wir den Einstieg in die nächsthöhere Dimension wagen, **widerspricht der Widerspruch zwischen den Abbildungen nicht mehr der Identität des jeweils Abgebildeten.**

Um dies alles anhand eines Beispiels zu illustrieren: ich bin Facharzt für Neurologie und Psychiatrie; als Neurologe habe ich es mit somatischen Phänomenen am Menschen zu tun, und als Psychiater mit psychischen Phänomenen; die einen lassen sich aber nicht mit den anderen auf einen gemeinsamen Nenner bringen; denn – wenn wir Konrad Lorenz glauben dürfen – ist das Physische und das Psychische „inkommensurabel“, und Werner Heisenberg zufolge „zerfällt auch in der exakten Wissenschaft die Wirklichkeit in getrennte Schichten“ – analoge Ansichten vertritt ja auch Nicolai Hartmann; aber der Totalität von so etwas wie Menschsein werden wir erst ansichtig, sobald wir über die psychophysischen Dimensionen hinausgehen und dem Kranken in die nächsthöhere Dimension folgen, das heißt in die spezifisch humane Dimension,

um in ihr des (leidenden) Menschen, des Homo patiens ansichtig zu werden.

Blenden wir nun unsere Aufmerksamkeit ab und wenden wir sie nicht mehr dem psychophysischen, sondern dem intrapsychischen Bereich zu, dem Bereich der Psychiatrie oder gar dem noch mehr eingegrenzten Bereich der Psychotherapie, so konfrontieren uns deren Klassiker Sigmund Freud und Alfred Adler abermals mit einander widersprechenden Menschenbildern, im besonderen hinsichtlich deren motivationstheoretischen Ansätzen. Stellt doch die Psychoanalyse den Menschen als ein letzten Endes vom Lustprinzip beherrschtes Wesen hin, während die Individualpsychologie das Streben nach Überlegenheit für fundamental ansieht. Näher besehen läuft nun das Lustprinzip, wie auch Freud selbst wiederholt hervorhebt, auf die Erhaltung beziehungsweise die Wiederherstellung des inneren Gleichgewichts, also der Homöostase, hinaus; bei Adler können wir wieder nachlesen, „daß Menschsein heißt, ein Minderwertigkeitsgefühl zu besitzen, das ständig nach einer Überwindung drängt“, und bei einem Schüler von Adler (Robert F. Antoch) heißt es, daß „menschliches Handeln der Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls des Handelnden dient“.

Allein, ich kann mich mit dem besten Willen nicht damit abfinden, daß mein ganzes Leben dazu dasein soll, mein inneres Gleichgewicht aufrechtzuerhalten oder ein Minderwertigkeitsgefühl zu kompensieren. Solche intrapsychischen Mechanismen und Prozesse können doch nicht den Sinn eines ganzen Menschenlebens ausmachen – „das kann doch nicht alles (gewesen) sein“, wie der Titel eines amerikanischen Schlagers lautet. Menschlichem Dasein geht es um viel mehr als um irgendwelche innere Zustände, denn Menschsein weist allemal über sich selbst hinaus, auf etwas, das nicht wieder es selbst ist, besser gesagt auf etwas **oder auf jemanden**, nämlich auf **einen Sinn, dessen Erfüllung sich einem Menschen anbietet**, oder auf einen anderen Menschen, den er liebt. In diesem Sinne läßt sich füglich sagen: ganz Mensch ist der Mensch nur im Dienst an einer Sache¹⁾ oder in der Liebe zu einer Person, und sich selbst verwirklicht er erst dann, wenn er sich selbst transzendiert.

Diese Selbst-Transzendenz menschlicher Existenz läßt sich am besten anhand des Auges erläutern. Ist Ihnen jemals die Paradoxie aufgefallen, daß die Fähigkeit des Auges, die Welt wahrzunehmen, abhängig ist von seiner Unfähigkeit, sich selbst wahrzunehmen? Wann sieht denn das Auge sich selbst oder etwas von sich selbst? Wenn ich an einem Grauen Star leide, dann nehme ich ihn in Form eines Nebels wahr, und wenn ich an einem Grünen Star erkrankt bin, dann sehe ich, rings um die Lichtquellen, einen Hof von Regenbogenfarben. So oder so, in dem Maße, in dem das Auge etwas von sich selbst sieht, ist das Sehen auch schon gestört. Mit einem Wort, das Auge muß sich selbst übersehen können. Genauso verhält es sich aber auch mit dem Menschen. Je mehr er

1) Vgl. Karl Jaspers: „Was der Mensch ist, das ist er durch die Sache die er zur seinen macht.“

sich selbst übersieht, je mehr er sich selbst vergißt, in der Hingabe an eine Aufgabe oder an einen anderen Menschen, **desto mehr wird er seinem eigenen Menschsein gerecht**. Stellen Sie sich ein Kind vor, das Sie im „fruchtbarsten Augenblick“ (Gothold Ephraim Lessing) photographisch aufnehmen wollen – wann werden Sie es tun? Sobald und solange das Kind um Ihre Absicht weiß? Oder nicht lieber dann, wenn es sich unbeobachtet glaubt und sagen wir in sein Spiel vertieft und versunken „aufgeht“ im Spiel? Dann ist die Zeit für einen Schnappschuß gekommen.

Fassen wir zusammen: Menschsein ist nicht zuständig, sondern gegenständlich orientiert; es ist nicht an den inneren Zuständen interessiert, sondern an Gegenständen draußen in der Welt. Menschsein heißt, um mit Martin Heidegger zu sprechen, „in der Welt sein“; es ist, im Sinne von Max Scheler, „weltoffen“. Nun ist es gerade diese „Offenheit“, die sich, um auf die zweidimensionalen Projektionen des dreidimensionalen Zylinders zurückzukommen, in dessen Seitenriß nicht abbildet. Würde es sich um ein offenes Gefäß handeln – aus dem Seitenriß ginge es nicht hervor. Und so geht es denn auch aus den klassischen Motivationstheorien nicht hervor, daß der Mensch auf die Welt hin offen ist, daß er auf die Welt hin sich selbst transzendiert, daß er auf der Suche nach einem Sinn ist, den er, draußen in der Welt, zu erfüllen vermöchte, mit einem Wort, daß er weder vom Lustprinzip noch vom Streben nach Überlegenheit beziehungsweise vom Willen zur Macht (Friedrich Nietzsche) beseelt ist, vielmehr – im Grunde – von einem Willen zum Sinn.

Nur daß wir nicht übersehen und vergessen dürfen, daß die Wissenschaft als solche gezwungen ist, die Multidimensionalität der Realität auszuklammern, so zu tun, „als ob“ sie unidimensional wäre – diese „Fiktion“ (Hans Vaihinger) ist nicht nur durchaus legitim, sondern auch ausgesprochen obligat; aber der Wissenschaftler selbst sollte auch wissen, was er tut; er sollte sich dessen bewußt sein, daß er es mit je ein-dimensionalen Projektionen zu tun hat, daß er also alles vereinfacht; aber – wenn er schon alles vereinfacht, vereinfachen muß, – dann wäre zu wünschen, daß er wenigstens nicht auch noch alles ver-all-gemeinert.

Mit anderen Worten: Wissenschaftler neigen dazu, alles über einen Leisten zu schlagen; dann sollen sie aber auch gefälligst bei ihrem Leisten bleiben und nicht aus partikulären Befunden generelle Schlüsse ziehen. Den sogenannten terribles simplificateurs ließen sich die terribles generalisateurs, wie ich sie nennen möchte, an die Seite stellen. Es wird darüber geklagt, daß sich die Wissenschaftler immer mehr spezialisieren; aber Gefahr droht eher dort, wo die Wissenschaftler generalisieren. Ich zitiere zum Beispiel aus einem Buch, wie jemand den Menschen definiert: „Man is nothing but a biochemical mechanism, powered by a combustion system, which energizes computers.“ Nun, als Neurologe stehe ich dafür ein, daß es durchaus legitim ist, die Funktion des Zentralnervensystems am Modell des Computers zu erklären oder zumindest zu erläutern; aber der Fehler liegt in der Redewendung „nichts als“. Der Mensch ist ein Computer; zugleich ist er aber auch unendlich mehr oder – lassen Sie mich sagen – dimensional

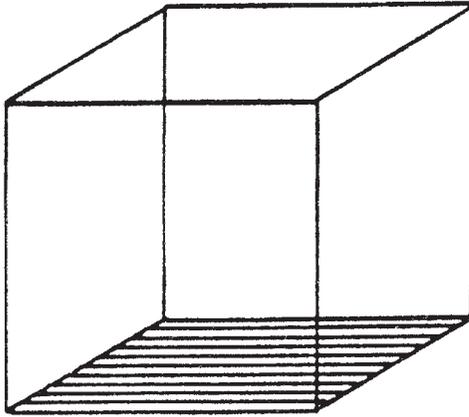


Abb. 4

mehr als ein Computer, nicht anders als ein Würfel, der – wenn wir ihn **um die Dimension des Raumes reduzieren** – nichts als ein Quadrat hinterläßt. Wie Sie sehen, heißt diese Vorgehensweise mit Recht Reduktionismus.

Im Hinblick darauf, daß ich nicht nur vor der Kurie für Wissenschaft, sondern auch vor der Kurie für Kunst spreche, möchte ich Ihnen zur Abwechslung auch mit einem Beispiel aufwarten, das sich auf die Kunst bezieht. Und zwar zitiere ich aus einer Rezension, die ein Professor an der Stanford University einem zwei-bändigen Werk widmet: „Auf den 1538 Seiten porträtiert uns der Autor (einer der prominentesten Psychoanalytiker) ein Genie (Goethe) mit den Kennzeichen manisch-depressiver, paranoider und epileptoider Störung, Homosexualität, Inzest, Voyeurismus, Exhibitionismus, Fetischismus, Impotenz, Narzißmus, Zwangsneurose, Hysterie, Größenwahn usw. Der Autor scheint sich fast ausschließlich auf die dem Kunstwerk zugrunde liegende Triebdynamik zu beschränken. Er will uns glauben machen, Goethes Werk sei nichts als das Resultat prägenitaler Fixierungen. Sein Kampf gelte nicht etwa einem Ideal, der Schönheit, irgendwelchen Werten, sondern in Wirklichkeit der Überwindung vorzeitigen Samenergusses.“

Nun möchte ich auf den Zylinder zurückgreifen, dessen Projektion zu widersprüchlichen Abbildungen führt, und möchte Sie mit einer Art Gegenstück konfrontieren. Ich schiebe an den Zylinder einen Kegel und eine Kugel heran und projiziere alle drei (nicht in zwei, sondern) in ein und dieselbe niedrigere Dimension. Bemerken Sie, was da gespielt wird? Der Grundriß ist ein Kreis, und der ist in allen drei Fällen der gleiche. Mit einem Wort, die Abbildungen sind nicht widersprüchlich, sondern mehrdeutig. Wären die drei Kreise Schatten, so ließe sich aus ihnen nicht ersehen, was ihn wirft. Ist es der Zylinder, ist es der Kegel oder ist es die Kugel?

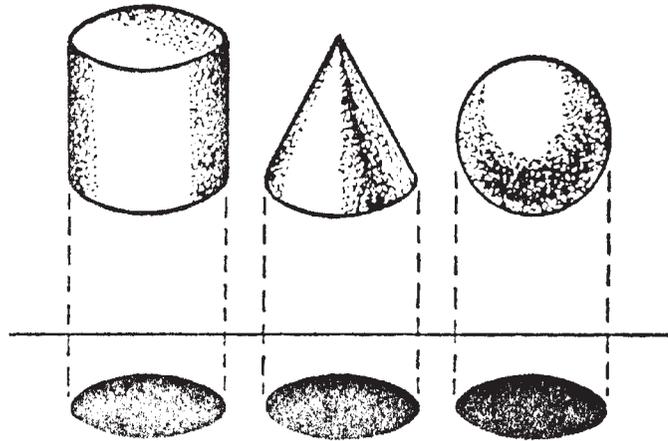


Abb. 5

Stellen wir uns nun vor, der Zylinder symbolisiere die Philosophie, so erinnern wir uns vielleicht daran daß Freud die Philosophie in typisch reduktionistischer Manier für „nichts als eine der anständigsten Formen der Sublimierung verdrängter Sexualität“ hält. Stellen wir uns weiter vor, der Zylinder repräsentiere Philosophie beziehungsweise Weltanschauung, der Kegel stehe stellvertretend für Religion, und die Kugel für Schizophrenie, so können wir verstehen, wie J. v. Zedtwitz auf die Idee kommen konnte, daß sich „zwischen Religion, Weltanschauung und Schizophrenie Übereinstimmungen“ feststellen lassen, die auf einen „gemeinsamen Ursprung“ verweisen, und der sei – ob Sie es glauben oder nicht – „Kastrationsangst“. In ein und dieselbe Ebene projiziert, nämlich einseitig und ausschließlich psycho(patho)logisch interpretiert, um nicht zu sagen auf die Prokrustes-Couch gelegt, läuft alles auf ein und dieselbe Kastrationsangst hinaus.²⁾

Bedenken wir nun, daß die Signatur des Zeitgeistes ein weltweit um sich greifendes Sinnlosigkeitsgefühl ist, so können wir verstehen, in welchem Ausmaß der Reduktionismus mit seiner Predigt vom Nichts-als imstande ist, das Sinnlosigkeitsgefühl nur noch zu vertiefen und im besonderen die jungen Menschen ungünstig zu beeinflussen. Ich muß 14 Jahre alt gewesen sein, als mein Biologieprofessor zwischen den Bankreihen auf und ab ging und uns ganz „cool“ auseinandersetzte, das Leben sei „nichts weiter als“ ein Verbrennungsprozeß (fällt Ihnen nicht die bereits zitierte Definition vom Menschen als einem „combustion system“ ein?), und er setzte hinzu: „Das Leben ist nichts anderes als ein Oxydationsprozeß.“ Er war also eigentlich kein Reduktionist, sondern ein Oxydationist; aber mir war es gleich: ich sprang auf, sogar ohne mich erst zu Wort zumelden, und rief ihm zu: „Ja wenn dem so ist, was soll denn das Leben für einen Sinn haben?“ Er ging über mei-

2) S. Victor E. v. Gebattel: „Das Zwielficht des Nur-psychologischen macht alle Katzen grau.“

ne Frage hinweg und ging weiter zwischen den Bankreihen auf und ab, stumm.

Also nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Lehre haben wir uns des Reduktionismus zu enthalten. Ich selbst hielt in den späten Vierzigerjahren jeweils am Mittwoch von 4 bis 7 je eine einstündige Vorlesung. Die erste unter dem Titel „Neurologie für den praktischen Arzt“, die zweite galt der Psychiatrie und die dritte der Psychotherapie, im besonderen der Logotherapie, und zwar insofern, als es nicht zuletzt darum ging, wie sich der Kranke als Mensch mit seiner neurologischen beziehungsweise psychiatrischen Krankheit auseinandersetzt, um allenfalls auch noch aus seinem Leiden, wenn ich so sagen darf, „Sinn herauszuschlagen“. In der ersten Vorlesung bewegte ich mich also innerhalb der somatischen Dimension, und in der zweiten innerhalb der psychischen; aber in der dritten Stunde stieß ich in die humane Dimension vor, in der allein es dem Patienten möglich ist, seine persönliche Tragödie in einen menschlichen Triumph umzusetzen.

Womit wir aber auch schon über Forschung und Lehre hinausgegangen wären und den Boden der Praxis betreten hätten, denn in der Praxis werden wir Ärzte immer wieder seitens unserer Patienten mit der Frage konfrontiert, was denn der Sinn des Lebens und im besonderen des Leidens sein mag. Nun können wir Ärzte unsere naturwissenschaftliche Kinderstube nicht verleugnen; aber nur um so mehr können wir Erwin Schrödinger verstehen, wenn er gesteht: „Am schmerzlichsten ist das völlige Schweigen unseres naturwissenschaftlichen Forschens auf unsere Fragen nach dem Sinn und Zweck des ganzen Geschehens.“ Oder ist es vielleicht legitim, sich wenigstens auf eine Art von Extrapolieren einzulassen? Und in praxi auf eine Art sokratischen Dialogs? Was mir nämlich einfällt ist eine konkrete Begebenheit, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte: Eines Tages stolpere ich in eine von meinem Assistenten veranstaltete gruppentherapeutische Sitzung hinein. Soeben bespricht die Gruppe den Fall einer Frau, deren 11-jähriger Junge vor kurzem an einem Blinddarm-Durchbruch zugrunde gegangen war. Die Mutter hatte versucht, sich das Leben zu nehmen, und war daraufhin zu mir in die Klinik gebracht worden. Da schalte ich mich ein: „Stellen Sie sich einmal vor, einem Affen werden schmerzhaft Injektionen gegeben, um ein Serum gegen AIDS zu gewinnen. Vermöchte der Affe jemals zu begreifen, warum er leiden muß?“ Stimmeneinhellig erwiderte die Gruppe, nie und nimmer wäre der Affe imstande, den Überlegungen des Menschen zu folgen, der ihn in seine Experimente einspannt; denn die menschliche Welt ist ihm nicht zugänglich. An sie reicht er nicht heran, in ihre Dimension langt er nicht hinein.

Worauf wieder ich an der Reihe war: „... und ergeht es dem Menschen anders, ist die Welt des Menschen eine Art Endstation, so daß es jenseits von ihr nichts mehr gäbe? Müssen wir nicht eher annehmen, daß die menschliche Welt selber und ihrerseits überhöht wird von einer nun wieder dem Menschen nicht zugänglichen Welt, in der allein erst der Sinn seines Leidens zu finden wäre?“ Wie der Zufall es wollte, rekrutierte sich die Gruppe aus Teilnehmern, die durchwegs irreligiös waren; aber durch die Bank ga-

ben sie zu, daß eine solche im Verhältnis zur menschlichen Dimension höhere Dimension, wenn schon nicht glaubhaft, so doch zumindest denkbar ist, und dem Menschen ebenso wenig zugänglich, wie dem Affen die menschliche Dimension.

Mehr als denkbar ist ein solcher Über-Sinn, wie ich ihn nennen möchte, jedenfalls nicht; denn „das bloße Denken kann uns nichts mitteilen über die letzten und fundamentalen Ziele“, sagt Albert Einstein und begründet es, indem er schreibt: „Hier stehen wir einfach den Grenzen der rationalen Erfassung unseres Daseins gegenüber.“

Soll das heißen, daß wir die Hände in den Schoß legen müssen? Sollten wir uns nicht lieber an Ernst Freiherrn von Feuchtersleben halten, den weltweit ersten Universitätsprofessor für Psychiatrie (1836), der in seinem „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde“ (1845) schreibt:

„Der echte Denker ist zufrieden, die Grenze des Denkens gefunden zu haben. Es ist eine weise Vorsehung, die diese Grenze gezeichnet hat, weil der Mensch da, wo sein Denken endet, zu handeln beginnen soll, wozu er ja eigentlich da ist.“